

Berkeleys Idealismus

Eine Interpretation des Grundsatzes „esse est percipi“

Von Arend KULENKAMPFF (Frankfurt a. M.)

Berkeleys Prinzip – sicherlich einer der am häufigsten und gründlichsten mißverstandenen Sätze der neueren Philosophie – lautet in der Formulierung des „Philosophischen Tagebuchs“¹ so: „Existenz ist percipi (wahrgenommenwerden) oder percipere (wahrnehmen) oder velle, i. e. agere (wollen, d. h. handeln).“ (PhT Nr. 429) Was ist der Gehalt dieses sonderbaren Satzes? Ist er wahr?

Eine geringfügig andere Formulierung des ersten Teilsatzes – und nur mit ihm wollen wir uns im folgenden beschäftigen – steht im dritten Abschnitt der „Prinzipien“ (P 26): „Das Sein (esse) sinnlicher Dinge ist Perzipiertwerden (percipi).“ Hier deutet Berkeley auch an, wie er den Grundsatz verstanden wissen will, nämlich als bedeutungsanalytischen Satz, dem freilich nicht eine bloße Festsetzung, ein willkürliches Bedeutungspostulat zugrunde liegen soll, sondern die Einsicht in einen Wesenszusammenhang. Nicht ich, Berkeley, stipuliere, daß die Ausdrücke „Sein (Existenz)“ und „Wahrgenommenwerden“ dasselbe bedeuten mögen. Vielmehr müsse jeder unvoreingenommen Denkende, wenn er nur seine Vernunft gebrauchen und sorgfältig prüfen möchte, was er meint, wenn er urteilt „das und das existiert“, der Auffassung beipflichten, daß Sein und Wahrgenommenwerden dasselbe sind; denn sie seien es eben notwendig, ihrer Natur nach. „Es soll nicht behauptet werden, daß ich die Existenz beseitige. Ich erkläre nur die Bedeutung des Wortes, so weit wie ich es verstehen kann.“ (PhT Nr. 593, vgl. Nr. 408) Man müsse nur darauf achten, „was unter dem Ausdruck ‚existieren‘ bei dessen Anwendung auf sinnliche Dinge zu verstehen ist“, und man werde finden, daß die Ideen der Sinne – Farben, Töne, Ausdehnung, Festigkeit, Bewegung etc. – und jeder als dichtes Bündel oder Aggregat solcher Ideen (collection of ideas) sich darstellende Gegenstand nicht anders denn wahrgenommenerweise existieren könne (P 26). Daher die rhetorische, für Berkeley sich von selbst beantwortende Frage, ob es nicht ein „vollkommener Widerspruch“ sei, daß „sinnliche Dinge“ wie Steine, Bäume, Bücher, Menschen „unwahrgenommen existieren sollten“ (P 27).

Kein Zweifel, daß für Berkeley das esse-est-percipi-Prinzip (im folgenden abgekürzt „ep-Prinzip“) in dieselbe Klasse notwendiger Wahrheiten gehört wie

¹ Zitiert wird nach folgenden deutschsprachigen Werkausgaben: Versuch einer neuen Theorie der Gesichtswahrnehmung (im Text abgekürzt „ThdS“) (1912); Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis (abgekürzt „P“) (1957); Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous (abgekürzt „DD“) (1980); Philosophisches Tagebuch (abgekürzt „PhT“) (1979). Zur Textkontrolle sind selbstverständlich stets heranzuziehen: The Works of George Berkeley, ed. by A. A. Luce and T. E. Jessop, Vol. I–IX (London 1948–1957).

„nichts Farbigen ist unausgedehnt“, „jeder Ton hat eine bestimmte Höhe“, „keine Bewegung ohne etwas, das sich bewegt, und ohne bestimmte Richtung“. Berkeley weiß freilich auch, daß es besonderer Reflexionsanstrengung bedarf, um in dem auf den ersten Blick kontraintuitiven, ja als evident falsch erscheinenden Grundsatz eine notwendige Wahrheit zu erkennen. Mit dreizehn Einwänden setzt er sich im Mittelteil der „Prinzipien“ (§§ 34–84) auseinander. Wie kann das Prinzip auf die Probe gestellt werden? Sehr einfach: indem man versucht, Gegenbeispiele zu konstruieren. Da das ep-Prinzip behauptet „X existiert dann und nur dann, wenn X wahrgenommen wird“, bilden die Aussagen „X existiert und X wird nicht wahrgenommen“, „X wird wahrgenommen und X existiert nicht“, wenn sie wahr sind, Gegenbeispiele, Falsifikationsinstanzen. Ein Verfechter des Prinzips wird allerdings nicht vor jedem Gegenbeispiel kapitulieren. Es könnte ja sein, daß, wie das Prinzip auf den ersten Blick kontraintuitiv ist, so auch das Gegenbeispiel nur prima facie ein solches ist und der – bei oberflächlicher Auslegung begründete – Anschein einer Widerlegung verschwindet, wenn dem Prinzip eine profundere Interpretation gegeben werden kann.

In Verbindung mit Wahrnehmungsgegenständen wird der Ausdruck „Existenz“ in zwei Bedeutungen, einer schwachen und einer starken, verwendet, und es gilt zu prüfen, ob Berkeleys Hauptsatz beiden Bedeutungen gerecht wird. Die Unterscheidung zwischen zwei Existenzbegriffen entspricht grosso modo der zwischen Dingen außer uns und Zuständen in uns. Jedermann räume ein, sagt Berkeley, daß weder unsere Gedanken noch unsere Gefühle noch unsere Einbildungsvorstellungen außerhalb des Geistes, d. h. unperzipiert existieren können (P 26; vgl. DD 18 ff.). Das dürfte in der Tat ein unbestreitbarer konzeptueller Zusammenhang sein. Angenommen, jemand (S) hat Schmerzen. Dann drücken die beiden folgenden Sätze offenkundig etwas begrifflich Unmögliches aus:

I) S empfindet Schmerzen, und es existiert nichts, was unter den Begriff „Schmerz von S“ fällt.

II) Es existiert etwas, das unter den Begriff „Schmerz von S“ fällt, und S empfindet keine Schmerzen.

Aus der Tatsache, daß I und II analytisch falsch sind, folgt unmittelbar die analytische Wahrheit von:

III) S empfindet Schmerzen genau dann, wenn etwas existiert, das unter den Begriff „Schmerz von S“ fällt.

Daß das ep-Prinzip – wenn esse, dann percipi; wenn percipi, dann esse – im Felde des Erlebens und Empfindens Gültigkeit besitzt, kann nicht zweifelhaft sein, einerlei was erlebt und empfunden werden mag: Schmerzen, Lust, Perzeptionen des Gesichts- oder des Tastsinnes etc. Wie aber, wenn eingewandt würde, daß aus „S hört eine Kutsche vorüberfahren“ keineswegs folgt „es existiert eine vorüberfahrende Kutsche“? Der Einwand ist hier insofern untrifftig, als wir es mit dem schwachen Existenzbegriff zu tun haben. Und für dessen Interpretation ist allein dies von Belang, daß aus „S hört eine Kutsche vorüberfahren“ folgt „es existiert etwas, das unter den Begriff ‚S’s Hören einer vorüberfahrenden Kutsche‘ fällt“. Daß aber diese Folgebeziehung besteht, kann nicht bestritten werden. So wie Empfindungen und Sinnesdaten existieren, indem sie gehabt, perzipiert werden,

und anderweitig nicht, so existiert auch der neunköpfige, geflügelte Drache, nämlich als ein von S vorgestelltes (geträumtes, halluziniertes) Ding. Wir haben, so Hume, „keine Eindrücke und keine Vorstellungen irgendwelcher Art in unserem Bewußtsein oder unserer Erinnerung, die nicht von uns als existierend vorgestellt würden“, woraus „die vollkommene Gewißheit des Seins, die wir haben“, resultiere.² Diese vollkommene Gewißheit betrifft sowohl das Dasein der Empfindungen und der von ihnen abgeleiteten Vorstellungen als auch ihr Sosein, ihre qualitative Beschaffenheit. Daß Schmerzen in irgendeinem Sinne „an sich selbst“ anders beschaffen sein könnten, als sie empfunden werden, erscheint als widersinnig, was nichts anderes besagt, als daß Schmerzen eben kein Ansichsein haben, daß ihr Sein mit ihrem Empfundensein identisch ist. Ganz das gleiche gilt für den Ton, wie er gehört, die Farbe, wie sie gesehen wird. Erlebnisse haben keine dem Erlebenden abgewandten Seiten, keine verborgenen Dimensionen. Ihnen eignet „vollkommene Transparenz“; „sie sind so, wie sie erscheinen, und sie erscheinen so, wie sie sind“.³

Bedürfen Empfindungen und Vorstellungen eines Trägers, d. h. einer Instanz, die sie hat – „Gemüt“, „Geist“, „Seele“, Ich? Berkeley beantwortet diese Frage sogleich in § 2 der „Prinzipien“: Neben der endlosen Mannigfaltigkeit von Ideen oder Erkenntnisobjekten „existiert ebensowohl auch etwas, das sie erkennt oder perzipiert und verschiedene Tätigkeiten wie wollen, sich einbilden, sich wiedererinnern an ihnen ausübt“. Dieses „perzipierende tätige Wesen“, welches ich *mich selbst* nenne, sei nicht eine meiner Ideen, sondern „ein von ihnen allen ganz verschiedenes Ding, worin sie existieren, oder, was dasselbe besagt, wodurch sie perzipiert werden“ (P 26). Auch diese Feststellung scheint sich für Berkeley als Einsicht in einen Wesenszusammenhang zu verstehen: unmöglich das eine ohne das andere, Perzeptionen ohne ein Etwas, das perzipiert. Schopenhauer nennt es Berkeleys „unsterbliches Verdienst“, die „vollkommen wahre Behauptung ‚kein Objekt ohne Subjekt‘ aufgestellt“ zu haben.⁴ Was auch immer Trennendes zwischen Berkeley und Frege liegen mag – der folgenden Reflexion hätte jener sicherlich zugestimmt: „Es scheint uns ungereimt, daß ein Schmerz, eine Stimmung, ein Wunsch sich ohne einen Träger selbständig in der Welt umhertreibe. Eine Empfindung ist nicht ohne einen Empfindenden möglich.“⁵ Ein knapper Hinweis auf die Konsequenzen dieser Auffassung für Berkeleys Geistmetaphysik oder – mit größerer Vorsicht gesprochen – auf die metaphysischen Konsequenzen, die Berkeley dieser Auffassung glaubt abgewinnen zu können, mag hier angebracht sein. Berkeley kritisiert und verwirft den Substanzgedanken nicht schlechthin, sondern lediglich die Vorstellung, daß Substanz etwas anderes sein könne als tätiges, geistiges Prinzip. Wenn Locke erklärt, wir hätten zwar nur eine verworrene Idee von dem, was mit dem Wort „Substanz“ gemeint ist, könnten uns aber die dichte Verknüpfung verschiedener Sinnesqualitäten zu *einem* Ding – der Apfel vor

² D. Hume, Ein Traktat über die menschliche Natur (1973) Teil I, 89f.

³ D. M. Armstrong, Berkeley's Theory of Vision (1960) 42.

⁴ A. Schopenhauer, Der handschriftliche Nachlaß (1967) II. Bd., 247, 398.

⁵ G. Frege, Logische Untersuchungen (1966) 41.

mir als roter, kugeliger, glatter, süß schmeckender, unter den und den Bedingungen sich so und so verändernder Gegenstand – nicht denken ohne Hinzufügung der Idee eines Trägers, der den wahrnehmbaren Qualitäten subsistiert,⁶ so akzeptiert Berkeley den zweiten und berichtigt den ersten Teil der These. Eine verworrene Idee ist überhaupt keine Idee. Wenn anders die Worte „Substanz“, „subsistieren“ überhaupt etwas bedeuten, dann kann – Existenz ist *percipi* oder *percipere* – damit nur die eigentümliche Beziehung gemeint sein, in der ein geistiges Etwas, die Seele, als tätiges oder auch „leidendes“ Haben zu seinen Vorstellungen steht. Die Natur des Geistes ist derart, daß er an sich selbst nicht wahrgenommen werden kann (P 39). Daher haben wir von uns selbst als Seele, Ich, Geistwesen streng genommen niemals eine Vorstellung (Idee), sondern lediglich einen „gewissen Begriff (notion)“ (P 40), und zwar insofern, als wir den Sinn mentaler Prädikate wie „wollen“, „begehren“, „wahrnehmen“ verstehen. Der Satz Hegels, daß die Substanz Subjekt ist, gibt einen Berkeleyschen Gedanken wieder, und im Sinne des irischen Philosophen wäre lediglich hinzuzufügen, daß Substanz gar nichts anderes sein kann als Subjekt – das „nicht können“ als begriffliche oder innere oder in der Natur der Sache liegende Unmöglichkeit verstanden (vgl. P 77; DD 101, 103, 145).

Die dem ep-Prinzip bisher gegebene Deutung fußt auf einem schwachen Existenzbegriff. An irgend etwas einfach denken, und an etwas als an ein Existierendes denken, das sind, nach Hume, nicht zwei verschiedene Dinge. „Die Vorstellung der Existenz fügt, wenn sie mit der Vorstellung eines beliebigen Gegenstandes verbunden ist, nichts zu ihr hinzu. Was immer wir vorstellen, stellen wir als existierend vor.“⁷ „Die Existenz unserer Vorstellungen besteht im Wahrgenommen-, Vorgestellt-, Gedachtwerden. Immer wenn sie vorgestellt oder gedacht werden, existieren sie. Immer wenn man sie erwähnt oder sich über sie unterhält, werden sie vorgestellt oder gedacht. Deswegen kannst du mich zu keiner Zeit fragen, ob sie existieren oder nicht, sondern sie müssen gerade aufgrund dieser Frage notwendig existieren.“ (PhT Nr. 472) Spätestens hier wird der gesunde Menschenverstand, Berkeley an seine Devise „Ich stehe auf der Seite des einfachen Volkes!“ (PhT Nr. 405) erinnernd, einwenden, und das *prima facie* nicht ohne Berechtigung, daß das ep-Prinzip viel zu umfassend sei, um akzeptiert werden zu können. Als Einbildung, als geträumtes, halluziniertes Etwas oder Vorstellungsding mag ein Einhorn immerhin existieren (vgl. PhT Nr. 473). Aber darum gibt es so etwas doch nicht in Wirklichkeit; kein vernünftiger Mensch glaubt daran. Wer den Satz „Einhörner existieren“ versteht, weiß, was der Fall wäre, wenn er wahr wäre. Er besitzt eine Sachvorstellung, macht sich ein „Bild der Dinge“ (P 42). So wie jedoch der Sinn des Satzes nicht seine Wahrheit impliziert, das Bild der Dinge nicht deren Wirklichkeit gewährleistet, so schließt auch die Sachvorstellung nicht das ein, was Hume „Glauben“ nennt, die es-ist-so-Überzeugung, die uns veranlaßt, einer Behauptung zuzustimmen, einer Aussage den Wahrheitswert „wahr“ zuzuordnen.

⁶ J. Locke, Über den menschlichen Verstand (1976) I. Bd., 366ff.

⁷ D. Hume, a. a. O. 90f.

„Jemand behaupte in meiner Gegenwart allerlei, an das ich nicht glaube, beispielsweise, daß Cäsar eines natürlichen Todes gestorben sei, daß Silber leichter schmelze als Blei, oder Quecksilber schwerer sei als Gold. Trotz meines Nichtglaubens verstehe ich doch wohl, was gemeint ist; ich vollziehe dieselben Vorstellungen, wie derjenige, der diese Behauptungen aufstellt ... Ich frage, worin besteht der Unterschied zwischen dem Glauben und Nichtglauben an eine Behauptung?“⁸

Für das Normalbewußtsein ist die Unterscheidung zwischen Fiktion und Wirklichkeit die selbstverständlichste Sache von der Welt. Und wir hätten gewiß guten Grund, mit Berkeleys „Prinzipien“ so zu verfahren, wie Hume es für die Werke der Schulphilosophie empfiehlt: nämlich sie ins Feuer zu werfen, wenn Berkeley besagte Differenz einfach ignorieren würde oder sich außerstande sähe, die Frage nach den Bedingungen der zur bloßen Sachvorstellung hinzutretenden es-ist-so-Überzeugung angemessen, d. h. in Übereinstimmung mit dem ep-Prinzip zu beantworten. Beides indessen ist keineswegs der Fall. Freilich gibt es bei Berkeley Formulierungen, die die Forderung, auf der Grundlage des ep-Prinzips Realitätskriterien zu spezifizieren, paradox und unerfüllbar erscheinen lassen: „Nach meiner Lehre sind alle Dinge entia rationis (Verstandeswesen), d. h. solum habent esse in intellectu (haben nur ein Sein im Geiste).“ (PhT Nr. 474) – „Nach meiner Lehre sind nicht alle (Dinge) entia rationis. Die Unterscheidung zwischen ens rationis und ens reale (wirklich Seiendes) wird von ihr ebensogut wie von jeder anderen Lehre aufrecht erhalten.“ (PhT Nr. 474 a) Wie nun? So oder so, aber doch nicht beides. Der common sense scheint leichtes Spiel zu haben.

Berkeleys Realitätskriterien sind mit denjenigen Humes identisch, und mit den von Russell („Philosophie des logischen Atomismus“) aufgestellten Kriterien besteht an Identität heranreichende Übereinstimmung.

1) Berkeley: „Was für eine Macht ich auch immer über meine eigenen Gedanken haben mag, so finde ich doch, daß die Ideen, die ich gegenwärtig durch die Sinne wahrnehme, nicht in gleicher Abhängigkeit von meinem Willen stehen. Wenn ich bei vollem Tageslicht meine Augen öffne, so steht es nicht in meiner Macht, ob ich sehen werde oder nicht, noch auch, welche einzelnen Objekte sich meinem Blick darstellen werden, und so sind gleicherweise auch beim Gehör und den anderen Sinnen die ihnen eingepprägten Ideen nicht Geschöpfe meines Willens.“ (P 40f.) „Die sinnlichen Ideen sind stärker, lebhafter und bestimmter als die Ideen der Einbildungskraft; sie haben desgleichen eine gewisse Beständigkeit, Ordnung und Zusammenhang und werden nicht aufs Geratewohl hervorgerufen, wie es diejenigen oft werden, welche die Wirkungen menschlicher Willensakte sind, sondern in einer geordneten Folge oder Reihe.“ Die „festen Regeln“, nach denen das geschieht, nennen wir Naturgesetze. Wir lernen sie durch Erfahrung kennen, die zeigt, „daß gewissen bestimmten Ideen bestimmte andere Ideen in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge folgen“ (P 41). Daß „die sinnlichen Ideen mehr Realität in sich tragen“ heißt: „sie sind kräftiger, geordneter, zusammenhängender als die Geschöpfe des Geistes“ (P 42). Und sollten die „Erscheinungen eines Traumes“ „zufällig noch so lebhaft und natürlich sein, so sind sie doch dadurch, daß sie nicht einheitlich mit den vorhergehenden und folgenden Ereignissen unseres Lebens verbunden sind, vom Wirklichen leicht zu unterscheiden“ (DD 105).

2) Hume: Nichts ist klarer, „als daß diejenigen Vorstellungen, denen wir beistimmen, energischer, fester und lebhafter sind, als die losen Traumgebilde desjenigen, der bloße Luftschlösser baut“. „Widerstandsfähigkeit“ und „Beständigkeit“ (steadiness) sind weitere Attribute, durch die sich eine bloße Vorstellung von einer Vorstellung mit es-ist-so-Überzeugung unterscheidet. Der Glaube verleiht

⁸ Ebd. 127f.

den Vorstellungen „mehr Energie und Fähigkeit, in uns zu wirken, läßt sie von größerer Wichtigkeit erscheinen, drängt sie dem Geist auf und macht sie zu beherrschenden Faktoren bei unserem Handeln“.⁹

3) Russell: „Hirngespinnste und Einbildungen existieren ohne Zweifel in dem Sinne, welcher der auch sein mag, in dem die gewöhnlichen Objekte existieren... Sie sind genau sosehr Teil der Welt wie Tische, Stühle oder sonst etwas. Sie sind vollkommen akzeptierbare Objekte. Man nennt sie (falls man es überhaupt tut) nur unwirklich oder behandelt sie, als gäbe es sie nicht, weil sie nicht in den gewöhnlichen Relationen zu den anderen Objekten stehen.“¹⁰ Sagt man, etwas sei ein wirkliches Ding im Gegensatz zu einem Hirngespinnst, so meint man, „daß es in einer Menge von Korrelationen verschiedener Art steht, daß das Individuum, das meine Erscheinung des Stuhles in diesem Augenblick ist, nicht isoliert darsteht, sondern mit anderen Individuen in einer bestimmten wohlbekanntem Weise so verbunden ist, daß die gehegten Erwartungen bestätigt werden“.¹¹

Diese phänomenalistischen Realitätskriterien – phänomenalistisch, weil Erscheinungen unter Normalbedingungen von anomalen Erscheinungen abgegrenzt werden – sind allem Anschein nach nicht nur völlig hinreichend, so daß Berkeley mit Fug und Recht sagen kann, kein einziges Naturobjekt gehe durch seine Lehre verloren. „Was auch immer wir sehen, hören oder irgendwie begreifen oder verstehen, bleibt so gewiß und ist so real, wie es je gewesen ist. Es gibt eine Natur (*rerum natura*), und die Unterscheidung zwischen Realitäten und Chimären behält ihre volle Kraft.“ (P 43) „Jedes Verfahren, durch das du (gemeint ist Hylas, A. K.) nach deiner Anschauungsweise Dinge von Schimären unterscheidest, wird offensichtlich auch für die meine anwendbar sein. Denn es muß, wie ich annehme, durch einen wahrgenommenen Unterschied geschehen, und ich möchte dich auch nicht *einer* Sache, die du wahrnimmst, berauben.“ (DD 105) Die genannten Realitätskriterien scheinen außerdem auch die allein vernunftgemäßen zu sein. Was wir „wirklich“ nennen, kann ja prinzipiell nicht etwas von unseren Sinnesdaten und Vorstellungen Wesensverschiedenes sein, in Berkeleys Sprache: etwas, das außerhalb des Geistes wäre – denn wie könnten wir sonst davon wissen? Da wir nicht, bildlich gesprochen, aus dem Gesamtzusammenhang unserer Vorstellungen hinauszutreten und uns auf etwas *toto genere* Anderes zu beziehen vermögen, kann die Wirklichkeit nur einen bestimmten Teil, einen Ausschnitt des erscheinungsmäßig Daseienden ausmachen. Wirklich sind diejenigen Ideensequenzen und Vorstellungskomplexe, die durch Ordnung, Gleichförmigkeit, Gesetzmäßigkeit, Stabilität ausgezeichnet sind, die einen kohärenten Zusammenhang bilden, der durch Erfahrung wieder und wieder bestätigt wird. Jeder erkennt sofort, daß dies nur ein relatives Abgrenzungskriterium ist. Da es aber ein anderes nicht geben kann, hat das einschränkende „nur“ keine Bedeutung. „Auch der wüteste Traum ist eine Tatsache, so gut als jede andere. Wären unsere Träume regelmäßiger, zusammenhängender, stabiler, so wären sie für uns auch praktisch wichtiger.“¹² Und ihrer praktischen Bedeutsamkeit als „herrschender Faktoren bei unserem Handeln“

⁹ Ebd. 132f.

¹⁰ B. Russell, *Die Philosophie des logischen Atomismus* (1976) 254. Ähnlich R. Descartes, *Meditationen* (1960) 80.

¹¹ B. Russell, a. a. O. 271.

¹² E. Mach, *Die Analyse der Empfindungen* (1902) 8.

(Hume) würden wir dann eben dadurch Rechnung tragen, daß wir die Grenze zwischen Sein und Schein anders festlegten. Wenn wir eine Katze wahrnehmen, die schnurrt und sich so verhält, wie Katzen sich normalerweise verhalten, zögern wir nicht, dem Urteil „an der und der Raumstelle befindet sich eine Katze“ unsere Zustimmung zu geben, an die Realität des Dinges zu glauben. Wenn sich die Katze aber unversehens atypisch verhält, indem sie für einen Moment zur Größe eines Elefanten anschwillt, dann wieder auf Normalmaß zusammenschrumpft, wenn die Hand, die nach ihr greift, durch sie widerstandslos hindurchgeht wie durch Luft, dann revidieren wir unsere Überzeugung und erklären die Sache für ein Hirngespinnst. Warum? Weil das Phänomen zu einigen fundamentalen Prinzipien unserer Alltagserfahrung, an denen wir nahezu instinktiv festhalten, in Widerspruch steht: Katzen sind materielle Dinge und als solche relativ größenstabil; zu einem materiellen Ding von Katzengröße gehört, daß wir bei Annäherung unseres Körpers an dasselbe ein Widerstandserlebnis haben usw.

Wie sind, fragt Hylas im dritten Dialog, Tatsachenirrtümer möglich, wenn wir Beobachtungstests, „unsere Sinne“ darüber entscheiden lassen, was real ist und was nicht. „Wie kann sich dann jemand irren, der den Mond für eine glatte, leuchtende Fläche von etwa einem Fuß Durchmesser ansieht, oder einen eckigen Turm aus der Entfernung gesehen für rund?“ Darauf Philonous: Ein Beobachter, der annähme, er würde bei Annäherung an den Mond oder den Turm die gleichen Sinneseindrücke haben wie an seinem jetzigen Standort, würde sich irren. „Aber sein Irrtum liegt nicht in dem, was er unmittelbar und gegenwärtig wahrnimmt..., sondern in dem falschen Urteil, das er über die Vorstellungen fällt, die nach seiner Auffassung mit jenen unmittelbar wahrgenommenen verbunden sind, oder über die Vorstellungen, von denen er sich nach den gegenwärtig wahrgenommenen einbildet, sie würden unter anderen Umständen wahrgenommen werden.“ (DD 109f.) Weil die Sinne weder wahr noch falsch urteilen, denn sie urteilen überhaupt nicht, ist es prinzipiell unmöglich, jetzt etwas wahrzunehmen und, ohne daraus Folgerungen bezüglich anderer Wahrnehmungen zu ziehen, einer Täuschung zu unterliegen.

Für Berkeley als christlichen Philosophen und streitbaren Gegner jeder Form religiöser Skepsis ist die Frage nicht ohne Belang, ob die biblischen Erzählungen mit den Grundsätzen seiner Erkenntnislehre vereinbar sind. Was man als Wunder bezeichnet, ist offensichtlich nichts logisch Unmögliches. Daß Wasser in Wein übergeht, ist ein ebenso widerspruchsfreier Gedanke wie der, daß Wein in Essig übergeht. Letzteres entspricht dem durch Erfahrung bestätigten Lauf der Dinge. Von einem Vorkommnis erster Art weiß die Heilige Schrift zu berichten. Müssen wir annehmen, „daß unser Erlöser auf der Hochzeit zu Kana nicht mehr tat, als auf Gesicht, Geruch und Geschmack der Gäste so einzuwirken, daß er in ihnen die Erscheinung oder Idee *Wein* erschuf?“ (P 72) Modern gesprochen: Müssen wir annehmen, daß mit Mitteln psychischer Manipulation gearbeitet, daß Priesterbetrug verübt wurde? Berkeleys Antwort ist erkenntnistheoretisch vollkommen korrekt: „Wenn bei Tisch alle Anwesenden Wein sehen und riechen und schmecken und trinken und seine Wirkungen erfahren, kann kein Zweifel an seiner Realität bestehen.“ (P 72) Was sonst könnte als Realitätskriterium Geltung beanspruchen, wenn nicht der Umstand, daß nach dem Zeugnis der Sinne alles dafür und nichts dagegen spricht, i. e. die gehegten Erwartungen bestätigt werden? (vgl. DD 126)

Gegen den Einwand, zu umfassend zu sein, d. h. zu viel als existierend zuzulassen, kann das ep-Prinzip somit unschwer verteidigt werden. Jede Sachvorstellung ist eo ipso etwas Existierendes, hat Sein. Dennoch bleibt der Unterschied zwischen Fiktion und Wirklichkeit in voller Bestimmtheit erhalten. Was wir Wirklichkeit nennen, ähnelt, könnte man sagen, einem Mosaik aus Elementen, die uns die Sinne liefern. Jedes Element hat an und für sich die gleiche Dignität wie jedes andere. Aber nicht jedes Element paßt ins Bild, entspricht unseren auf Erfahrung gestützten Erwartungen. Einige dieser inkohärenten Elemente finden in Kunst und Dichtung Verwendung. Wir nennen sie fiktiv. Aber fiktiv – geträumt, eingebildet, bloß vorgestellt – ist etwas nicht darum, weil es mit einer vermeintlich an sich existierenden Wirklichkeit nicht übereinstimmt, sondern darum, weil es nach unseren *internen* Richtigkeits- und Stimmigkeitskriterien, den einzigen, die wir haben und haben können, nicht in unser Bild der Welt paßt.

II.

Berkeleys philosophischen Hauptsatz fassen wir als Aussage folgenden Inhalts auf: „X existiert genau dann, wenn X wahrgenommen wird.“ Es hat sich gezeigt, daß die Teilaussage „wenn X wahrgenommen wird, dann existiert X“ gegen Instanzen von der Form „X wird wahrgenommen und X existiert nicht“, Träume, Halluzinationen, erdichtete Sachverhalte verteidigt werden kann. Einer eindringlicheren Analyse halten diese Gegenbeispiele deshalb nicht stand, weil man fragen muß, aufgrund welcher Kriterien wir X, obwohl es wahrgenommen wird, die Existenz absprechen. Es sind samt und sonders lupenrein empirische oder – mit Berkeley zu reden – sinnliche und also unter das ep-Prinzip fallende Kriterien – Beobachtungstests, die jene Dinge, die wir imaginär nennen, nicht bestehen.

Wie steht es mit der Teilaussage „nur wenn X wahrgenommen wird, existiert X“? Gegenbeispiele von der Form „X existiert unwahrgenommen“ scheinen Legion zu sein. In derlei Fällen möge von Existenz im starken Sinne gesprochen werden. Starke Existenz ist die Seinsweise physischer Gegenstände, der Dinge außer uns. Die an Berkeley zu richtende entscheidende Frage lautet daher: Lassen sich trotz Unvereinbarkeit auf der prima-facie-Ebene Tatsachen und philosophisches Prinzip miteinander in Einklang bringen? Berkeley bietet zwei voneinander unabhängige Ansätze zur Lösung des Problems der starken Existenz. Der eine ist streng empiristisch, der andere basiert auf der Voraussetzung der Existenz Gottes.

Zunächst ein Wort zu den Tatsachen, deren Deutung im Licht des ep-Prinzips auf Schwierigkeiten stößt. Man kann paradigmatisch zwei Hauptfälle unterscheiden.

1) Existenz der Dinge bei unterbrochenem Wahrnehmungskontakt. Die Katze befindet sich im Nebenzimmer. S, der sie vor wenigen Sekunden gesehen und gestreichelt hat, kann sie von seinem jetzigen Standort aus nicht wahrnehmen. Gleich darauf sieht er sie wieder. Er ist überzeugt, dasselbe Objekt vor sich zu haben, und würde sich wahrscheinlich genarrt vorkommen oder es für eine unnötig komplizierte Redeweise halten, wenn man sagte: Es handelt sich nicht um

verschiedene Wahrnehmungen ein und desselben kontinuierlich existierenden Dinges; zumindest ist es unmöglich, dies zu wissen. Es handelt sich schlicht um distinkte, einander freilich außerordentlich ähnliche Wahrnehmungszustände. Einem natürlichen Vorstellungszwang unterworfen, fingieren wir in die Intervalle zwischen unseren Perzeptionen das Ding als fortdauernd und somit unwahrgenommen existierend hinein, und das ist deshalb eine Fiktion, weil wir – trivialerweise – in den Wahrnehmungsintervallen nicht wahrnehmen, das persistierende Dasein des Dinges uns folglich niemals mit Gewißheit verbürgt sein kann. Die Reidentifikation von Dingen scheint zwingend einen Existenzbegriff zu fordern, der auf Wahrgenommenwerden nicht reduzierbar ist. Zu den vortheoretischen Selbstverständlichkeiten des common sense gehört nun einmal die Überzeugung, daß die Dinge kontinuierlich existieren und nicht in jedem Moment, in welchem wir sie wahrnehmen, eine creatio ex nihilo stattfindet und eine Weltvernichtung, sobald wir aufhören, sie wahrzunehmen. Berkeley, als Anwalt des gesunden Menschenverstandes, sieht diese Schwierigkeit durchaus. „Du fragst mich, ob die Bücher jetzt im Studierzimmer sind, wenn keiner da ist, um sie zu sehen. Ich antworte: ‚Ja.‘ Du fragst mich: ‚Irren wir uns nicht, wenn wir uns einbilden, daß Dinge existieren, während sie nicht aktual durch die Sinne wahrgenommen werden?‘ Ich antworte: ‚Nein.‘“ (PhT Nr. 472; vgl. P 48f.) Zumindest vordergründig steht diese Versicherung zum ep-Prinzip in Widerspruch.

2) Gegen den Satz „nur wenn X wahrgenommen wird, dann existiert X“ scheint ferner der Umstand zu sprechen, daß wir, wenn wir über materielle Dinge Urteile fällen – „in Reichweite meiner Hände befindet sich ein Tisch“, „dieser Apfel ist saftiger als jener“, „ein Auto fährt vorüber“ –, den Gesamtbestand aktueller Sinnesinformationen stets „in Gedanken“ ergänzen, erweitern, vervollständigen, so daß jede solche Behauptung mehr impliziert als die Summe der jeweils verfügbaren Sinnesdaten. Ich sitze an einem Tisch – was nehme ich wahr? Die Tischplatte, ihre mir zugekehrte Schmalseite, zwei Beine. Es wäre einigermaßen befremdlich, wenn aus dem ep-Prinzip gefolgert werden müßte, daß der Tisch unter den gegenwärtigen Beobachtungsbedingungen keine Rückseite hat und nicht das, was ich „Vorderseite des Tisches“ nenne, wenn ich meine Position im Raume ändere. Und es ist auch klar, daß wir den starken Existenzbegriff zugrunde legen, wenn wir sagen, S und S', einander gegenüberstehend, nehmen denselben Tisch wahr. Ein Blinder versucht, tastend die Gestalt von Körpern zu bestimmen. Er hält eine Kugel von der Größe eines Fußballs in Händen – so groß also, daß er mit beiden Händen immer nur Teile der Körperoberfläche erfassen kann. Obgleich seine Tastempfindungen mithin nie die Existenz des ganzen Körpers bezeugen, wird er ohne Zweifel die starke Existenzbehauptung aufstellen, daß er eine Kugel in Händen hält. Gilt das ep-Prinzip, so scheint dieses Urteil keine Berechtigung zu haben; hat es Berechtigung, so scheint Sein nicht mit Wahrgenommenwerden identisch zu sein.

Berkeley löst das Problem der starken Existenz, wie gesagt, auf zweierlei Weise. Daß der Anschein entsteht, er ziehe die metaphysische der empiristischen Lösung vor, kann angesichts der religiösen Grundeinstellung seiner Epistemologie nicht überraschen.

Was meinen wir also, wenn wir sagen, etwas existiere im starken Sinne, Körper z. B., die wir mit unseren Sinnen nie ganz erfassen können, deren Dasein sich somit im Wahrgenommenwerden nicht erschöpft? Wir meinen Berkeley zufolge, daß wir so und so geartete Sinnesempfindungen haben, das und das perzipieren *würden*, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt, die Umstände spezifisch anders *wären*, als sie sind. Das ist der Sinn der so außerordentlich wichtigen Unterscheidung zwischen mittelbarer und unmittelbarer Wahrnehmung, die Berkeley an zwei Beispielen erläutert. Wenn ich eine Kutsche vorüberfahren höre, nehme ich unmittelbar nur eine Sequenz von Geräuschen wahr. Aus Erfahrung weiß ich, daß diese Geräusche ursächlich mit jenem Komplex beobachtbarer Eigenschaften zusammenhängen, den wir „Kutsche“ nennen. Das Urteil „eine Kutsche fährt vorüber“, das ich aufgrund akustischer Eindrücke fälle, schließt somit in vielfältigster Weise die Existenz von aktuell Nichtwahrgenommenem ein – eine Welt von „sinnlischen Dingen“, die perzipiert würden, wenn die Umstände spezifisch anders wären: ein Beobachter an einer bestimmten Raumstelle würde Bewegungsphänomene wahrnehmen, Räder, die über holpriges Pflaster rollen usw. Bei der mittelbaren Wahrnehmung handelt es sich somit um ein im strikten Sinne gar nicht perzipiertes, sondern um ein erschlossenes Gesamt Ding – erschlossen aus Sinnesdaten und Erfahrungsregeln von der Form „A-Daten immer in engem raumzeitlichem Konnex mit B-, C-... N-Daten“. Sage ich „ich sehe einen rotglühenden Eisenstab“, so nehme ich gleichfalls nicht das Gesamt Ding, dessen Existenz ich implizit behaupte, sondern nur Teile, Aspekte desselben wahr. Dichte, Schwere und Hitze des Körpers werden durch das tatsächlich Gesehene, nämlich Farbe und Gestalt, in der Einbildung hervorgerufen, hinzugedacht (*suggested to imagination*) (DD 58). Das Gesamt Ding, tatsächlich wahrgenommene und projizierte Aspekte umfassend, ist „zusammenzementiert“ (*concreted together*) aus Vorstellungen, „die durch verschiedene Sinne aufgefaßt werden oder durch denselben Sinn zu verschiedener Zeit oder unter verschiedenen Umständen, bei denen man aber trotzdem eine Verbindung in der Natur entweder in bezug auf ihr Zugleichsein (*co-existence*) oder auf eine Aufeinanderfolge beobachtet“ (DD 120). Was gibt Berkeley das Recht, in diesem Zusammenhang von „Einbildung“ (*imagination*) zu sprechen? Bezeichnet man die Dinge, die im starken Sinne existieren, als erschlossen, so könnte der Eindruck entstehen, wir hätten es hier mit logisch korrekten oder Vernunftschlüssen zu tun. Das ist aber nicht der Fall. Denn diese – induktiven – Schlüsse gehen stets vom Beobachteten zum Nichtbeobachteten oder bestehen in der Übertragung vergangener Erfahrung auf Gegenwart und Zukunft. Und da zwischen dem, was war, und dem, was ist oder sein wird, keine logische Beziehung besteht – denn keine Verknüpfung verschiedener Vorstellungen ist notwendig (vgl. PhT Nr. 884) –, kann kein solcher Schluß logisch gültig sein. Auch wenn ich das Geräusch, das ich als von einer vorüberfahrenden Kutsche herrührend identifiziere, *bisher niemals* ohne die Verknüpfung mit einem ganz bestimmten visuell-taktilen Eigenschaftskomplex perzipiert habe, so folgt daraus doch nicht, daß, gegeben das Geräusch, die Verknüpfung auch *jetzt* wieder besteht. Die in starken Existenzbehauptungen enthaltene schlußmäßige Komponente ist ihrer Natur nach nicht analytisch, sondern projektiv, gehaltenweiternd, antizipatorisch. Die ange-

messene Sprachgestalt ist der irrealer Konditionalsatz: wenn die Umstände spezifisch anders wären, würde das und das wahrgenommen.¹³

Um mit dem starken Existenzbegriff in Einklang zu stehen, muß das ep-Prinzip in der Tat modifiziert werden, und zwar folgendermaßen: „Sein ist Wahrgenommenwerden oder Wahrgenommenwerdenkönnen.“ Kommt diese Formulierung bei Berkeley vor oder stellt sie eine – aus dem Geist seiner Philosophie geschöpfte, durch deren Buchstaben jedoch nicht gestützte – Konjektur dar? Vermutlich wird man nach der erweiterten Formel vergeblich suchen. Doch läßt sich zeigen, daß Berkeley von dem modifizierten Prinzip vielfältigen Gebrauch macht, es faktisch akzeptiert.¹⁴ Einige Beispiele:

1) „Sage ich: der Tisch, an dem ich schreibe, existiert, so heißt das: ich sehe und fühle ihn; wäre ich außerhalb meiner Studierstube, so könnte ich seine Existenz in dem Sinne aussagen, daß ich, wenn ich in meiner Studierstube wäre, ihn perzipieren könnte...“ (P 26) Den Dingen bei unterbrochenem Wahrnehmungskontakt fortdauernde (und damit perzeptionsunabhängige) Existenz zuschreiben, bedeutet somit: behaupten, daß wir die fraglichen Objekte sehen, hören, tasten würden, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt wären.

2) Urteile über Entfernung und objektive Größenverhältnisse – „200 m von hier sehe ich eine Birke, sie ist größer als das ungefähr 10 m hohe Haus daneben“ – sind nach der „Theorie des Sehens“ folgendermaßen zu analysieren: „Wenn ich mittels der durch den Tastsinn wahrnehmbaren Vorwärtsbewegung meines Körpers eine gewisse Entfernung zurücklege, so wird es mir am Ende dieser Bewegung möglich sein, die Tastideen zu perzipieren, die gewöhnlich mit den vorliegenden Gesichtsideen verknüpft sind.“ (ThdS 25) Oder als irrealer Konditionalsatz: Befände ich mich an der und der Raumstelle, dann würde ich ein bestimmtes Quantum tastbarer Ausdehnung perzipieren.

3) Im dritten Dialog behauptet Hylas, es bestehe ein Widerspruch zwischen biblischer Schöpfungslehre und ep-Prinzip. Philonous erwidert, daß jede mögliche Deutung, die dem ersten Kapitel der Genesis gegeben werden kann, sich in völliger Übereinstimmung mit seinen – Berkeleys – Grundsätzen befinde, und er begründet dies so: „Ich stelle mir vor, wenn ich bei der Schöpfung zugegen gewesen wäre, so hätte ich die Dinge entstehen sehen (produced into being) – d. h. wahrnehmbar werden – in der von dem heiligen Geschichtsschreiber angegebenen Reihenfolge.“ (DD 130) Entsprechendes stellen wir uns vor, wenn wir statt des Schöpfungsberichts der Bibel bestimmte geologische Theorien für wahr halten. Fauna und Flora

¹³ Zum Zusammenhang irrealer Konditionalsätze mit Naturgesetzen vgl. W. Stegmüller, Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie, Bd. 1 (1974) 287ff.

¹⁴ In reiner Form findet sich das erweiterte ep-Prinzip bei J. St. Mill (Gesammelte Werke, Bd. 3 [1885] 344): „Wir sagen allerdings von einem Dinge, daß es existiert, auch wenn es abwesend ist und daher nicht wahrgenommen wird und nicht wahrgenommen werden kann. Aber auch dann ist seine Existenz für uns nur ein anderes Wort für unsere Überzeugung, daß wir es unter einer gewissen Voraussetzung wahrnehmen würden, wenn wir uns nämlich in den erforderlichen Verhältnissen des Raumes und der Zeit befänden oder Sinneswerkzeuge von erforderlicher Vollkommenheit besäßen... Das Dasein eines Phänomens ist daher nur ein anderer Ausdruck für die Wahrnehmung desselben oder für die aus Gründen erschlossene Möglichkeit, es wahrzunehmen.“

des Mesozoikums sind Systeme erschlossener Dinge. Aus Beobachtungsdaten und Naturgesetzen folgern wir, daß wir beispielsweise den Archaeopteryx in einem so und so gearteten Biotop wahrnehmen würden, wenn wir unsere Stellung in der Zeit um ca. 180 Millionen Jahre zurückverlegen könnten.

4) Von der Erde aus ist die reale Bewegung der Himmelskörper nicht wahrnehmbar. Folgt daraus, daß das ep-Prinzip mit dem heliozentrischen Weltsystem unvereinbar ist? Berkeley hat auch mit diesem Einwand leichtes Spiel:

„Die Frage, ob die Erde in Bewegung ist oder nicht, läuft in Wahrheit nur darauf hinaus, ob wir Grund haben, aus den astronomischen Beobachtungen zu schließen, daß, wenn wir unter gewissen Verhältnissen auf einem gewissen Standpunkt in einer bestimmten Entfernung von der Erde und Sonne ständen, wir die Erde inmitten des Chors der Planeten sich bewegen und in jedem Betracht als einen von ihnen erscheinen sehen würden; und dies wird nach den festgestellten Naturgesetzen, denen wir nicht Ursache haben zu mißtrauen, vernunftgemäß aus den Erscheinungen geschlossen.“ (P 57)

Interessant ist die Analogie zu bestimmten Formen von Sinnestäuschungen. Macht man die Erscheinung, die der ins Wasser getauchte Stab für das Auge bietet, zur alleinigen Beurteilungsgrundlage, so gelangt man zu falschen Annahmen über die Beschaffenheit des Gesamtthings: daß der Stab auch dann als gebrochen erscheinen würde, wenn er Objekt des Tastsinns wäre oder wenn er außerhalb des Wassers visuell wahrgenommen würde. „Wir nehmen hier keine Bewegung der Erde wahr; aber es wäre irrig, daraus zu schließen, daß wir ihre Bewegung auch dann nicht wahrnehmen würden, wenn wir uns in ebenso großer Entfernung von ihr befänden wie jetzt von den übrigen Planeten.“ (DD 110)

5) Zusammenfassend bestimmt Berkeley das Wesen der Naturerkenntnis so:

„Wir können oft nach der Erfahrung, die wir von dem Lauf und der Aufeinanderfolge unserer Ideen gemacht haben, nicht etwa ungewisse Vermutungen, sondern sichere und wohlbegründete Voraussagen über die Ideen machen, die wir infolge einer großen Menge von Handlungen haben werden, und wir können imstande sein, richtig darüber zu urteilen, was uns erschienen sein würde, falls wir in Lagen wären, welche sehr verschieden von denjenigen sind, in welchen wir uns gegenwärtig befinden.“ (P 57)

In diesen Sätzen kommt besonders prägnant zum Ausdruck, was das um den Begriff der Wahrnehmungsmöglichkeit erweiterte ep-Prinzip in erster Linie charakterisiert: der Bezug auf Naturgesetze. Daß es möglich ist (oder möglich wäre), einen Zustand A zu beobachten, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind (oder erfüllt wären), ist offenbar nur dann wahr, wenn Erfahrungsregeln, empirische Gesetze zur Verfügung stehen, aus denen zusammen mit Aussagen über andere Zustände die Zustandsbeschreibung „A“ abgeleitet (deduziert) werden kann. Die Kenntnis der Regeln, da ihr Anwendungsbereich Vergangenheit – die Dimension des Beobachteten – und Zukunft – die Dimension des Nichtbeobachteten – umfaßt, beruht nach Berkeley auf Erfahrung und Einbildungskraft als der Fähigkeit, unseren kognitiven Horizont über das tatsächlich Perzipierte hinaus zu erweitern.

Nachdrücklich ist hier an den Grundsatz der Kontingenz des Wirklichen zu erinnern. Der Grundsatz wird üblicherweise Hume zugeschrieben. Er gehört jedoch nicht minder zu den Prämissen der Philosophie Berkeleys. „Ich meine

nicht, daß sich Dinge mit Notwendigkeit ereignen. Keine Verknüpfung von zwei Vorstellungen ist notwendig. Sie ist ganz das Ergebnis von Freiheit, d. h. sie ist ganz willentlich.“ (PhT Nr. 884) Zwei exemplarische neuere Formulierungen des Prinzips (ohne Berkeleys voluntaristische Zusatzannahme):

„Although an impression is required in order for us to infer from the observed to the unobserved, it is by no means enough. Merely having an impression of A is never enough in itself to give rise to any belief about something not then present to the mind.“¹⁵

„There is an *a priori* metaphysical theory, taken seriously at least since Hume, that no two events, nor parts of the world, nor states of things, nor stages of events – no two distinct states of the world, in brief – are so related that one of them *must* be so, given that the other *is* so.“¹⁶

Kontingenz ist freilich nicht nur die Verknüpfung verschiedener Vorstellungen, Dinge, Realzustände, sondern diese selbst sind es. Nicht nur: Wenn A ist, so könnte B, aber auch Non-B sein, sondern auch: Wenn A ist, so könnte Non-A sein. Keine innere oder Wesensnotwendigkeit, die dem entgegensteht. Die logische Unabhängigkeit verschiedener Vorstellungen, Dinge, Realzustände voneinander¹⁷ ist ein Resultat ihrer Kontingenz. In voller Allgemeinheit besagt der Grundsatz somit: Alles in der Natur könnte anders sein, als es ist. Versetzen wir uns zur Probe in eine elementare Wahrnehmungssituation: ein Ton erklingt. Wesensnotwendig ist jeder Ton nach Höhe, Dauer, Stärke bestimmt. Aber es ist nicht notwendig, daß ein Ton nach Höhe, Dauer, Stärke gerade so bestimmt ist, wie er bestimmt ist. Er könnte höher oder tiefer, lauter oder leiser sein, kürzer oder länger dauern. Was läßt sich somit aus der Tatsache, daß wir jetzt einen Ton hören, bezüglich des Verlaufs der Dinge im nächsten Moment schließen? Überhaupt nichts, sofern wir von der Erfahrung absehen, die uns gelehrt hat, daß ein Ton, wenn er unter den und den Bedingungen erklingt, sich regelmäßig so und so verhält und mit diesen oder jenen Empfindungen anderer Sinne verbunden ist. Von der Erfahrung absehen heißt: von der hinweisenden Funktion oder Zeichenhaftigkeit der Sinnesdaten absehen, die ihnen eben, wie Berkeley schon in der „Theorie des Sehens“ gezeigt hat, nicht wesenhaft, ihrer Natur nach zukommt. Mit unserem gegenwärtigen Wahrnehmungszustand wäre jede Entwicklung verträglich: der Ton könnte andauern oder sich verändern oder abrupt aufhören. Da kein Sinnesdatum durch sich selbst zu erkennen gibt, wie es weitergehen wird, kann in einer Situation ohne Präzedenz mit keiner Aufeinanderfolge von Ereignissen mehr als mit einer anderen gerechnet werden. Nichts kann unerwartet sein; alles ist gleichermaßen zu erwarten. So bedingt das Kontingenzprinzip, daß wir bei keiner Erstbeobachtung, in keiner anfänglichen Wahrnehmungssituation imstande sind,

¹⁵ B. Stroud, Hume (1977) 51.

¹⁶ A. C. Danto, Analytical Philosophy of Knowledge (1968) 61.

¹⁷ Wittgenstein formuliert im „Traktat“ das Kontingenzprinzip folgendermaßen: „Die Welt zerfällt in Tatsachen.“ (1.2) „Eines kann der Fall sein oder nicht der Fall sein und alles übrige gleich bleiben.“ (1.21) „Die Sachverhalte sind voneinander unabhängig.“ (2.061) „Aus dem Bestehen oder Nichtbestehen eines Sachverhaltes kann nicht auf das Bestehen oder Nichtbestehen eines anderen geschlossen werden.“ (2.062)

den Lauf der Dinge vorherzusagen. Ohne Prognosemöglichkeiten aber können wir auch keine kontrafaktischen Konditionalaussagen darüber machen, wie der Lauf der Dinge sich entwickelt hätte oder sich entwickeln würde, wenn...

„Daß Speise uns nährt, Schlaf erfrischt, Feuer wärmt, daß das Säen in der Saatzeit das Mittel ist, im Herbst zu ernten, und im allgemeinen, daß, um bestimmte Zwecke zu erreichen, bestimmte Mittel dienlich sind, das alles wissen wir nicht durch Entdeckung irgend einer notwendigen Verbindung zwischen unseren Ideen, sondern nur durch Beobachtung der beständigen Naturgesetze, ohne welche wir alle in Ungewißheit und Verwirrung wären und ein erwachsener Mann ebensowenig wie ein neugeborenes Kind wüßte, wie er sich im Leben zu benehmen hat (how to manage himself in the affairs of life).“ (P 41)

Aus dem Grundsatz der Kontingenz ergibt sich ferner, daß die allgemeinen Sätze (Naturgesetze), auf die in Ereigniserklärungen und Ereignisprognosen Bezug genommen wird, unter einem prinzipiellen Geltungsvorbehalt stehen. Sie sind, weil keine notwendigen Wahrheiten, gültig nur unter der nicht überprüfbaren, lediglich „geglaubten“ Voraussetzung – Hume wird sagen, daß die Zukunft der Vergangenheit ähnlich ist; Berkeley sagt, daß Gott sich an die von ihm selbst gesetzten Regeln hält. Wir wissen nicht, notiert Berkeley im „Tagebuch“, wie bald ein Naturprinzip, als Wirkung von Gottes Willen, sich ändern mag (PhT, Nr. 734).

„Durch eine sorgsame Beobachtung der in unseren Gesichtskreis fallenden Erscheinungen können wir die allgemeinen Gesetze der Natur erkennen und aus ihnen die anderen Erscheinungen *herleiten* (deduzieren), ich sage nicht *als notwendig erweisen* (demonstrieren); denn alle Herleitungen (Deduktionen) dieser Art sind abhängig von der Voraussetzung, daß der Urheber der Natur stets gleichmäßig handelt unter beständiger Beobachtung jener Regeln, die wir für Prinzipien ansehen, was wir doch nicht mit Sicherheit wissen können.“ (P 86)

Die Rolle, die das erweiterte ep-Prinzip bei Berkeley spielt, verhältnismäßig ausführlich zu dokumentieren, war erforderlich, um einen zur *communis opinio* gewordenen Interpretationsirrtum zu berichtigen. Für gewöhnlich wird Berkeley nur das einfache ep-Prinzip zugeschrieben. Da diese Version Einwänden im Übermaß ausgesetzt ist, blieb – dies die Deutungshypothese – dem Philosophen keine andere Wahl, als entweder das Prinzip preiszugeben oder zwischen dem Wahrgenommenwerden durch uns endliche Geistwesen und dem Wahrgenommenwerden durch Gott zu unterscheiden. Während der moderne Phänomenalismus irrealer Konditionalsätze zuläßt, um dem Gehalt von Aussagen über Gegenstände, die im starken Sinne existieren, gerecht zu werden, also das ep-Prinzip um die Bestimmung „Wahrgenommenwerdenkönnen“ erweitert, muß Berkeley eine zusätzliche Existenzannahme machen. Vorausgesetzt, daß sinnliche Dinge nur wahrgenommenerweise existieren können, und in Anbetracht des Umstandes, daß sie nicht vom Perzipiertwerden durch mich abhängen, „schließe ich“, „daß es irgend einen anderen Geist geben muß, in dem sie existieren“. „So sicher also die sinnliche Welt wirklich existiert, so sicher gibt es ein unendliches allgegenwärtiges seelisches Wesen (infinite omnipresent spirit), das sie enthält und trägt.“ (DD 70f., vgl. 98, sowie P 26, 51, 76) Was immer existiert oder existiert hat, ohne von einem endlichen Bewußtsein wahrgenommen zu werden: die Katze im Nebenzimmer,

der jeweils nicht ertastete Rest der Kugel in den Händen des Blinden, das Innere des Mondes, die Erde, bevor es Menschen gab – für uns Gegenstände möglicher Erfahrung oder erschlossene Objekte in dem Sinne, daß, wären bestimmte Bedingungen erfüllt, ein Beobachter die und die Sinnesempfindungen haben würde –, alles das besteht gemäß der metaphysischen Deutung des ep-Prinzips aktuell als Wahrnehmung im unendlichen Bewußtsein Gottes. Unrichtig ist die erwähnte Interpretation¹⁸ deshalb, weil die Alternative: moderner Phänomenalismus ohne Gott, aber mit erweitertem ep-Prinzip, oder Berkeleyscher Phänomenalismus mit einfachem ep-Prinzip und Gott ganz einfach nicht besteht. Bei Berkeley findet sich vielmehr beides, und zwar, weil die Lösungsansätze begrifflich voneinander unabhängig sind, in konfliktfreiem Nebeneinander. Die Existenz des Tisches in meiner verlassenen Studierstube könne in dem Sinne ausgesagt werden, „daß ich, wenn ich in meiner Studierstube wäre, ihn perzipieren könnte, *oder* daß irgendein anderer Geist ihn gegenwärtig perzipiert“ (P 26). Es ist das erweiterte, schwache und starke Existenz erfassende ep-Prinzip, das Berkeley im „Philosophischen Tagebuch“ wie folgt paraphrasiert:

„Die Unterscheidung zwischen *idea* (Vorstellung) und *ideatum* (Vorgestelltem) kann ich nicht anders begreifen als dadurch, daß ich das eine zur Wirkung oder Folge von Traum, Träumerei, Einbildungskraft mache, das andere zur Wirkung oder Folge der Sinne und der konstanten Naturgesetze.“ (PhT Nr. 843)

„Körper, genommen als Fähigkeiten, existieren, wenn sie nicht wahrgenommen werden, aber diese Existenz ist nicht aktual. Wenn ich behaupte, eine Fähigkeit existiert, so ist nicht mehr gemeint als: Wenn ich bei Licht meine Augen öffne und in dieser Richtung sehe, werde ich ihn sehen, d. h. den Körper usw.“ (PhT 293 a)

„Die Bäume stehen im Park, d. h., ob ich will oder nicht, ob ich mir irgendetwas über sie einbilde oder nicht, laß mich nur dorthin gehen und meine Augen öffnen, und ich werde sie unweigerlich sehen.“ (PhT Nr. 98)

„Farben im Dunkeln existieren wirklich, d. h. gäbe es Licht oder sobald Licht hinzukommt, werden wir sie sehen, vorausgesetzt, wir öffnen unsere Augen; und das, ob wir wollen oder nicht.“ (PhT Nr. 185 a)

III.

Es wird leicht übersehen, daß Berkeleys philosophische Hauptwerke zu einem nicht geringen Teil Streitschriften sind. Ihr kämpferischer Impetus entspringt einem theologischen Rechtfertigungsbedürfnis. Berkeley versteht sich als entschiedenen Apologeten des Christentums in einer mehr und mehr dem religiösen Indifferentismus und Atheismus zuneigenden Epoche. Er bekämpft den Atheismus, indem er dessen theoretische Voraussetzungen (beziehungsweise was er, Berkeley, dafür hält) zu widerlegen und den Glauben an einen allmächtigen, weisen und gütigen Gott als die allein vernunftgemäße Einstellung zu erweisen

¹⁸ Vgl. W. Stegmüller, Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie, Bd. 1 (1974) 286 f. Richtig dagegen J. O. Urmson, Berkeley (1982) 40: „... we must distinguish between Berkeley's metaphysical view that all existence was dependent on God and his analytical views about the meaning of statements.“

sucht. Diese Zielsetzung prägt nicht erst die in Amerika entstandenen „Alciphron“-Dialoge, in denen Berkeley mit der englischen Frühaufklärung, den Freidenkern, von ihm als „kleine Philosophen“ apostrophiert, ins Gericht geht. Auch die „Prinzipien“ und die „Drei Dialoge“ machen erklärtermaßen (die Untertitel verraten es) Front gegen ein ganzes Heer von Widersachern der christlichen Lehre. Dabei fällt der hohe Rationalitätsanspruch auf, den Berkeley an die Apologie der religiösen Wahrheiten stellt.

„In der Absicht, Skeptiker und Ungläubige durch Vernunftgründe zu überzeugen, bemühte ich mich, die strengsten Gesetze des Schließens peinlich zu beachten. Und einem unparteiischen Leser wird es hoffentlich einleuchten, daß die erhabene Vorstellung eines Gottes und die tröstliche Erwartung der Unsterblichkeit naturgemäß einer straffen und methodischen Gedankenarbeit entspringen – was auch immer das Ergebnis jener ungebundenen, unsteten Art sein möge, die gewisse Libertins des Gedankens, die ebensowenig den Zwang der Logik wie den der Religion oder der Regierung ertragen können, nicht eben ganz unpassend Freidenkertum genannt haben.“ (DD 7)

Theismus, unbedingter Rechtsgehorsam, beweisendes Denken – das sind Berkeleys Wappenzeichen. Und nicht zuletzt die schriftstellerisch bravourös vorgetragene Intellektuellenschelte („kleine Philosophen“, „Libertins des Gedankens“) kennzeichnet ihn als einen der ersten in der bis in unser Jahrhundert reichenden Reihe bedeutender Gegenauflklärer.

Im Zusammenhang mit der Verteidigung der christlichen Gotteslehre fällt dem ep-Prinzip nun eine neue Aufgabe zu. Es wird zum Instrument der Sinnkritik. Diese richtet sich gegen bestimmte Existenzannahmen und Seinsbehauptungen, die von einigen „Sekten der Philosophen“ (P 5) propagiert werden – Aussagen also, daß das und das ist oder existiert. Um Mißverständnissen vorzubeugen: es handelt sich um rein philosophische Gedankendinge, von denen der gesunde Menschenverstand, der instinktiv das tut, was Berkeley postuliert: Gewißheit in die Sinne zu setzen, sich schlechterdings nichts träumen läßt. Sie erscheinen unter den verschiedensten Namen: „Materie“, „körperliche Substanz“, „wirkliches, absolutes Sein, unterschieden von und ohne jede Beziehung zum Wahrgenommenwerden“, „absolutes Dasein außerhalb des Geistes“, „nichtdenkendes Substrat von Eigenschaften und Akzidentien“. Die Liste ließe sich unschwer verlängern. Was Philosophen über dergleichen Entitäten zu sagen wissen, versucht Berkeley durch *reductio ad absurdum*, den Nachweis innerer Widersprüchlichkeit, zu widerlegen oder dadurch, daß er die Begriffe, die in diesen Aussagen vorkommen, als Pseudobegriffe, d. h. als sinnleere Wortzeichen dekuviert. Freilich tritt die Struktur seiner Argumente nur selten klar zutage. Darauf mag der Eindruck zurückzuführen sein, daß er mit einem verwirrend vielfältigen gedanklichen Rüstzeug von recht unterschiedlicher Qualität gegen Materialisten und andere philosophierende Wegbereiter des Unglaubens zu Felde zieht. Erörtert seien zunächst einige Überlegungen, deren Triftigkeit dem heutigen Leser vielleicht nicht ohne weiteres einleuchtet.

In der „Theorie des Sehens“ habe er gezeigt, daß die Gegenstände des Gesichtsinns nicht außerhalb des Geistes existieren, dabei aber zugleich vorausgesetzt, daß bei den tastbaren Objekten das Gegenteil der Fall sei, „nicht als ob die Zustimmung

zu diesem vulgären Irrtum erforderlich sei, um die dort aufgestellten Ansichten zu begründen, sondern nur weil es außerhalb meines Planes lag, ihn in einer Abhandlung über das Sehen zu prüfen und zu widerlegen“ (P 48). In der Tat geht Berkeley hier noch stillschweigend davon aus, daß das Tastbare – nämlich Festigkeit oder Dichte (solidity), wozu wesensnotwendig Ausdehnung gehört und zwar in drei Dimensionen – an sich existiert und daß, so wie es der gewöhnlichen Auffassung entspricht, der Tastsinn zu den Dingen hinzutritt und sie in ihrem sinnesunabhängigen, gesonderten Dasein perzipiert, sie gleichsam abbildet. In Gestalt der Unterscheidung von sekundären und primären Qualitäten hat der „vulgäre Irrtum“ auch in die philosophische Erkenntnislehre Eingang gefunden. Über Farben, Töne, Gerüche, Geschmacksnuancen kann man nicht sprechen, ohne sich auf Empfindungen zu beziehen, mit „scharlachrot“ auf etwas Gesehenes oder Sichtbares, mit „süß“ auf eine Sensation der Geschmacksnerven. „Es war da ein Geruch, heißt: er wurde wahrgenommen; ein Ton fand statt, heißt: er wurde gehört.“ (P 26) Sekundäre Qualitäten sind – dies ist grosso modo die Auffassung Lockes¹⁹ – wesentlich sinnesabhängig; von den primären oder körpereigenen Qualitäten Festigkeit, Ausdehnung, Gestalt, Beweglichkeit soll gleiches nicht gelten. Letztere seien Bestimmungen der Dinge an sich selbst, die in uns die *Ideen* von Festigkeit, Ausdehnung, Beweglichkeit, Gestalt „erzeugen“. Für die Unterscheidung spricht zunächst, daß sich sekundäre Qualitäten in vielfältiger Weise auf primäre kausal zurückführen lassen, eine analoge Reduktion primärer Qualitäten aber nicht möglich zu sein scheint. Töne sind Sinnesphänomene, die entstehen, wenn Schwingungen gasförmiger, flüssiger oder fester Körper unser Ohr treffen. In einer Welt von Gehörlosen kann es – esse = percipi – begriffsnotwendig keine Töne geben. Aber mit dem Gehörssinn schwinden nicht die anderweitig perzipierbaren Bewegungsphänomene, die wir Schallwellen nennen. Mit dem Geruchssinn schwinden die Düfte, aber nicht die sie hervorrufenden Duftstoffe wie Harze und ätherische Öle.²⁰ Die für die Unterscheidung maßgeblichen erkenntnispsychologischen Überlegungen finden sich bei einem Autor, bei dem man sie kaum vermuten dürfte, in A. Smith' Abhandlung „Of the External Senses“. Es gehöre, heißt es dort, zur Erscheinungsweise der Tastobjekte, daß sie auf unseren Körper Druck ausüben oder ihm Widerstand leisten.

„Lege ich meine Hand auf den Tisch, so übt dieser in gleicher Weise auf meine Hand Druck aus oder hemmt ihre Bewegung, wie sie auf ihn Druck ausübt. Druck oder Widerstand aber setzen notwendig voraus (necessarily suppose), daß das Ding, welches Druck ausübt oder Widerstand leistet, etwas mir gegenüber Äußeres ist... Ich empfinde den Tisch infolgedessen nicht als bloße Affektion meiner Hand, sondern als etwas im Verhältnis zu ihr gänzlich Fremdes, von ihr Unabhängiges (external to, and independant of my hand). Je nachdem, wie stark ich drücke, habe ich ein angenehmes, neutrales oder unangenehmes Gefühl, und dieses empfinde ich zweifellos als Affektion meiner Hand; aber das Ding, das Widerstand leistet, empfinde ich als von jener Affektion durchaus verschieden, als etwas meiner Hand gegenüber Äußeres, von ihr Unabhängiges.“²¹

¹⁹ J. Locke, a. a. O. 144 ff.

²⁰ Ebd. 150f.

²¹ A. Smith, *Essays on Philosophical Subjects* (1980) 135.

„Die Fähigkeit oder Eigenschaft, Widerstand zu leisten, nennen wir Festigkeit oder Dichte (solidity), und das Ding, das diese Eigenschaft besitzt, festen Körper. Da wir diesen als etwas im Verhältnis zu uns gänzlich Äußeres empfinden (to feel), stellen wir ihn notwendig als etwas von uns durchaus Unabhängiges vor (necessarily conceive).“²²

Man wird, denke ich, dieser Darstellung ein beträchtliches Maß an Plausibilität nicht absprechen können. In ihr kommt zum Ausdruck, was Hume das „Vorurteil für die gesonderte Existenz“ der primären Qualitäten nennt, das so stark sei, „daß, wenn von neueren Philosophen die entgegengesetzte Ansicht vorgebracht wird, die Leute denken, sie könnten sie fast durch die Empfindung und die (unmittelbare) Erfahrung widerlegen; ihre Sinne selbst scheinen ihnen gegen eine solche Ansicht Einsprache zu erheben“.²³ Folgt man A. Smith, so sind die festen Körper perzeptiv zweimal da: als Widerstandserlebnis oder Affektion des tastenden Teils unseres Leibes (in der Terminologie Lockes: als Idee der Festigkeit) und ferner in der Weise, daß wir die Körper als empfindungsunabhängig (Druck ausübend, Widerstand leistend) empfinden, sie perzipieren als von unseren Perzeptionen gesondert. Anders die sekundären Qualitäten wie beispielsweise Töne. Zwar gehört es zu den alltäglichen Redegepflogenheiten, von Tönen so zu sprechen, als ob sie mehr oder weniger weit von uns entfernt, Modifikationen bestimmter Dinge im Raum wären – „Glockenschall, Glockenschwall supra urbem, über der ganzen Stadt, in ihren von Klang überfüllten Lüften“ (Th. Mann, *Der Erwählte*). Aber der wirkliche Sinn solcher Sätze ist A. Smith zufolge ein anderer. Wir meinen nicht die Töne als Perzeptionen des Gehörssinns, denn diese sind weder nah noch fern, an keinem anderen Ort als „in unserem Ohr oder in dem Prinzip der Wahrnehmung, das durch unser Ohr empfindet“.²⁴ Wir meinen die Körper, denen wir die Kraft (power) zuschreiben, unsere Gehörswahrnehmungen hervorzurufen – wie denn auch nach Locke die sekundären Qualitäten, „gleichviel welche Realität wir ihnen irrümlicherweise zuschreiben“, in den Objekten selbst nichts anderes sind als „Kräfte, um verschiedenartige Sensationen in uns zu erzeugen“.²⁵

Daß die Ideen der primären Qualitäten sich zu diesen selbst verhalten wie Abbilder zu Urbildern, nimmt Locke an.²⁶ Aber es ist unmöglich – dies Berkeleys Entgegnung –, daß Vorstellungen etwas von ihnen Wesensverschiedenes abbilden. Angenommen, „feste, gestaltete, bewegliche Substanzen, die den Ideen, welche wir von Körpern haben, entsprächen, würden außerhalb des Geistes existieren“, wie könnten wir davon wissen? (P 34) Die Abbildbeziehung setzt Vergleichbarkeit der Objekte oder Entitäten voraus, von denen angenommen wird, daß sie in dieser Beziehung stehen. Ist A eine Vorstellung und ist A mit B vergleichbar, dann kann B nicht etwas von Vorstellungen Wesensverschiedenes sein. Ideen können nur Ideen ähnlich sein, „eine Farbe oder Figur nur einer Farbe oder Figur“ (P 29; vgl. DD 61). Die Bedingung der Vergleichbarkeit ist somit unvereinbar mit der Voraussetzung,

²² Ebd. 136.

²³ D. Hume, a. a. O. 257.

²⁴ A. Smith, a. a. O. 143.

²⁵ J. Locke, a. a. O. 150.

²⁶ Ebd.

daß das, wovon Vorstellungen Abbilder sein sollen, an sich existiere (vgl. PhT Nr. 51, 299). Wenn die „vorausgesetzten Originale oder äußeren Dinge“ perzipierbar sind, wenn also Vergleichbarkeit gegeben ist, dann sind sie Ideen (P 29). Sind sie nicht perzipierbar, „so gebe ich jedem Beliebigen die Entscheidung anheim, ob es einen Sinn hat zu behaupten, eine Farbe sei ähnlich etwas Unsichtbarem, Härte oder Weichheit ähnlich etwas Untastbarem“ (P 29).

A. Smith' Annahme, daß Festigkeit in perzeptiver Hinsicht doppelt existiert, kann als Reaktion auf die evidente Unhaltbarkeit der Abbildtheorie der Erkenntnis angesehen werden. Smith weiß selbstverständlich, daß es ganz einfach analytisch wahr ist, daß die Sinne ein perzeptionsunabhängiges Dasein nicht dokumentieren können. Auch die Empfindung der Externalität fester Körper ist nur Empfindung und so, mit Berkeley zu reden, im Geiste. „Die Sinne lehren uns nicht, daß Dinge außerhalb des Geistes oder unperzipiert existieren“ (P 34), und sie tun es auch dann nicht, wenn sie uns das Gefühl der Externalität der Dinge vermitteln. Aber in diesem Gefühl scheint für Smith, den man darum einen psychologischen Materialisten nennen könnte, so etwas wie ein zwingender Hinweis auf oder ein starkes Indiz für das Dasein an sich der festen Körper zu liegen. *Notwendig* setze das Widerstandserlebnis als Affektion des Tastsinns etwas Widerstand Leistendes voraus. Ähnlich heißt es im ersten Dialog: „Ich gebe zu, daß die Empfindung des Widerstandes selbst, die du allein unmittelbar wahrnimmst, nicht in dem Körper ist; wohl aber die Ursache dieser Empfindung.“ (DD 39) Indem wir den festen Körper als ganz und gar extern im Verhältnis zu uns empfinden, fassen wir ihn „notwendig“ als ganz und gar unabhängig von uns auf. Auch nach Smith – der Ausdruck „notwendig“ dürfte keine andere Deutung zulassen – ist somit die Unabhängigkeit, das Gesondertsein der festen Körper von uns und unseren Perzeptionen etwas Erschlossenes, abgeleitet aus der Tatsache, daß wir Festigkeit spezifisch erleben. Um was für einen Schluß aber kann es sich dabei handeln? Ist er göltig?

Am einfachsten dürfte sich diese Frage in Verbindung mit einem gleich gearteten Schluß beantworten lassen, den Berkeley zieht. Bestimmten Sinnesempfindungen gegenüber verhalten wir uns „durchaus leidend“ (DD 47). Wir registrieren sie mit dem Gefühl der Passivität, gewissermaßen des Ausgeliefertseins. Den vor mir liegenden Berg kann ich mir goldglänzend vorstellen; aber ich kann ihn nicht anders sehen, als ich ihn eben sehe: grauschwarz. Wenn wir am Tag die Augen öffnen, so liegt es nicht in unserer Macht, Licht und Farbe nicht zu perzipieren. Es ist m. a. W. nicht unserer Willkür anheimgestellt, was wir wann und wo, bei welchen Gelegenheiten wahrnehmen. Empfindungen sind unseren Sinnen in vielfältig geregelter Weise „eingepägt“ (vgl. P 40f.). Aus dem Faktum, daß die Sinneseindrücke unwillkürlich, ohne unser Zutun da sind, so wie sie nun einmal sind, glaubt Berkeley – parteiisch für den Geist und unfair gegenüber der Materie, die er nach strengeren Maßstäben beurteilt als jenen – schließen zu können: „Es gibt *also* einen anderen Willen oder Geist“, der die Ideen, die „nicht Geschöpfe meines Willens“ sind, „hervorbringt“ (P 41, vgl. 39, 109; DD 70f., 74f.). Ganz abgesehen aber von der Frage, worauf aus der Existenz bestimmter Sinneseindrücke und Erlebnisweisen geschlossen wird: auf Gott oder auf Dinge an sich, Materie,

festen Körper außerhalb des Geistes – derartige Schlüsse können deshalb nicht gültig sein, weil die Aussage „es gibt A's“ die Aussage „es gibt B's“ nicht logisch impliziert, wenn „A“ unabhängig von „B“ definiert ist. Für den Glauben an das „Dasein von Materie“ gibt es Berkeley zufolge keinen Grund. Denn es fehlt zum einen die „unmittelbare Anschauung“, und es kann zum anderen aus Empfindungen und Vorstellungen nicht auf eine „ungeistige, nicht wahrnehmende, untätige Substanz“ geschlossen werden – „weder durch wahrscheinliche Ableitung (d. h. kausal, A. K.) noch durch notwendige Folgerung (d. h. qua Vernunftschluß, A. K.)“ (DD 101 f.).

Berkeleys Stärke gegenüber dem philosophischen Materialismus wirkt sich hier zerstörerisch auf die eigene Position aus. „Wenn irgendeiner fragt, was Festigkeit ist, laß ihn einen Stein zwischen seine Hände nehmen, und er wird es wissen.“ (PhT Nr. 78) Dieser Hinweiserklärung entspricht folgende Erklärung durch Worte: „etwas ist fest“ bedeutet „ein Beobachter empfindet Härte oder Widerstand“ (vgl. DD 38). Wird dagegen geltend gemacht (A. Smith' Überlegung), daß das Widerstandserlebnis notwendig etwas Widerstand leistendes Externes, Unabhängiges voraussetzt, so ergeben sich zwei Interpretationsmöglichkeiten. Entweder ist die Bedeutung von „es gibt etwas Externes, Unabhängiges, das Widerstand leistet“ (2) in der Bedeutung von „ein Beobachter empfindet Härte oder Widerstand“ (1) enthalten, so daß (1) (2) impliziert. Dann hat es mit dem Ausdruck „notwendig voraussetzen“ (necessarily suppose) seine Richtigkeit, aber der Zusammenhang ist trivial. Denn Ausdrücke wie „extern im Verhältnis zur Hand“, „unabhängig von ihr“ wären in diesem Falle nichts weiter als partielle Explikationen von „mit der Hand Härte oder Widerstand empfinden“. Oder aber – zweite Möglichkeit – (1) impliziert nicht begrifflich (2). Dann hängt die Behauptung, (1) setze notwendig (2) voraus, in der Luft. Wollte man trotzdem von (1) auf (2) schließen, so benötigte man eine Regel „wenn (1), dann (2)“ als Prämisse. Dieser Satz – (3) – ist jedoch nach Voraussetzung nicht analytisch. Seine Wahrheit muß somit durch Beobachtung festgestellt werden – eine unerfüllbare Forderung, weil (2) nicht überprüfbar ist. Wenn nämlich „es gibt etwas Externes, Unabhängiges, das Widerstand leistet“ (2) mehr und anderes bedeutet als „ein Beobachter empfindet Härte oder Widerstand“ (1), dann kann (2) deshalb nicht verifiziert werden, weil ein Beobachter unter allen Umständen nur seine Tasterlebnisse, i. e. Härte oder Widerstandsempfindungen als Verifikationsinstanzen zur Verfügung hat. Die Verifikation von (2) und damit von (3) kommt der Forderung gleich, zu empfinden, was – nach Voraussetzung – anders ist als jede Empfindung (vgl. P 73 f.).

Das erledigende Schlußwort zur ganzen Auseinandersetzung um die Frage des Außenbezugs unserer Vorstellungen, die Ding-an-sich-Problematik, verdanken wir Hume. Die kurze Passage des „Traktats“ ist so genial wie unscheinbar und verdiente, allenthalben in philosophischen Seminaren publik gemacht zu werden.

„Was die *Eindrücke* betrifft, welche von den *Sinnen* herkommen, so ist ihre letzte Ursache, meiner Meinung nach, durch menschliche Vernunft nicht zu erkennen; es wird stets unmöglich sein, mit Gewißheit zu entscheiden, ob sie unmittelbar durch den Gegenstand veranlaßt (wie Locke und Kant annehmen, A. K.), oder durch die schöpferische Kraft des Geistes hervorgebracht werden (Fichtes Konstruktion, A. K.), oder endlich von dem Urheber unseres Seins herkommen (Berkeleys Hypothe-

se, A. K.). Die ganze Frage ist aber auch keineswegs wesentlich für unseren Zweck. Wir können aus dem Zusammenhang unserer Perzeptionen Schlüsse ziehen, mögen die Perzeptionen wahr oder falsch sein; mögen sie die Natur richtig darstellen oder bloße Täuschungen der Sinne sein.“²⁷

Die Frage läßt sich deshalb nicht mit Gewißheit entscheiden, weil die Sinne ein perzeptionsunabhängiges Dasein nicht bezeugen können und weil weder ein direkter Vernunftschluß noch ein kausaler Schluß von der Existenz der Eindrücke auf die Existenz eines sie hervorbringenden Prinzips (was immer es sei: Materie oder Geist) möglich ist.

Nur seine Präokkupation für ein geistiges Ansichsein trennt Berkeley von Hume. Alles, was gegen den Materiestandpunkt – unmittelbare Hervorbringung der Sinneseindrücke durch den Gegenstand – spricht, spricht auch gegen ein geistiges Ansichsein. Es gelte, „das Vorhandensein absoluter, äußerer Urbilder fallenzulassen“ und die „Wirklichkeit der Dinge“ in geregelte und nach der „festen Naturordnung“ bestimmte Vorstellungsverläufe, mithin in ihre empirische Erscheinungsweise zu setzen. „Denn hierin liegt jene Beständigkeit und Wahrheit der Dinge, die allen Angelegenheiten des Lebens Sicherheit gewährt.“ (DD 140) Die Naturordnung aber, uns durch Erfahrung und nur durch Erfahrung bekannt, besteht in nichts anderem als darin, „daß gewissen bestimmten Ideen andere Ideen in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge folgen“ (P 41), beispielsweise Tonwahrnehmungen mit Schwingungen von Luftteilchen regelmäßig koexistieren. Die Annahme eines „absoluten äußeren Daseins“ läßt sich a) nicht zwingend begründen, und sie ist b) überflüssig, weil ohne Erklärungswert, was die Kohärenz, den Zusammenhang der Perzeptionen untereinander, eben die Naturordnung angeht. „Welcher Schluß kann uns bestimmen, auf Grund dessen, was wir perzipieren, die Existenz von Körpern außerhalb des Geistes anzunehmen?“ (P 34) Offensichtlich keiner. Selbst die Vertreter des Materiestandpunkts räumen ja ein, daß keine „notwendige Verbindung“ zwischen Dingen außerhalb des Geistes und unseren Ideen besteht. Mit „notwendiger Verbindung“ ist hier wie üblich „Wesensbeziehung“, „innerer, in der Natur der Sache gründender Zusammenhang“ gemeint. Eine notwendige Verbindung ermöglicht direktes Schließen. So folgt aus „x ist farbig“ direkt, kraft notwendiger Verbindung „x ist ausgedehnt“. Aber aus dem Dasein einer Perzeption A kann direkt weder auf eine Perzeption B geschlossen werden – weil keine Verknüpfung verschiedener Ideen notwendig ist – noch auch auf ein perzeptionsunabhängiges X, das A hervorbringt oder zu dem A in irgendeiner sonstigen Relation steht. Ist es doch durchaus möglich, d. h. widerspruchsfrei denkbar,

„daß wir mit all den Ideen, die wir jetzt haben, ausgestattet (wären), (ohne daß) Körper außer uns existierten, die ihnen gleichen. Also leuchtet ein, daß die Annahme der Existenz äußerer Körper zur Erklärung unserer Ideenbildung nicht erforderlich ist, da zugegeben wird, daß Ideen in derselben Ordnung, in welcher wir sie gegenwärtig vorfinden, ohne ihre Mitwirkung zuweilen wirklich hervorgebracht werden und möglicherweise immer hervorgebracht werden können.“ (P 34f.)

²⁷ D. Hume, a. a. O. 112f.

Wie ein Kommentar zur sinnkritischen Interpretation des ep-Prinzips mutet es an, wenn Hume erklärt:

„Man richte seine Aufmerksamkeit so intensiv als möglich auf die Welt außerhalb seiner selbst, man dringe mit seiner Einbildungskraft bis zum Himmel, oder bis an die äußersten Grenzen des Weltalls; man gelangt doch niemals einen Schritt weit über sich selbst hinaus, nie vermag man mit seiner Vorstellung eine Art der Existenz zu erfassen, die hinausginge über das Dasein der Perzeptionen, welche in dieser engen Sphäre (des eigenen Bewußtseins) aufgetreten sind.“²⁸

Diese so psychologisch klingende Bemerkung hat in Wirklichkeit mit Psychologie sehr wenig zu tun. Es geht nicht um die Tatsachenfrage, was der menschliche Verstand zu leisten vermag und was nicht, sondern um die Bedingungen sinnvollen Sprachgebrauchs. Was wir sagen, hat nur insoweit Sinn, als die Zeichen, deren Funktion es ist, etwas zu beschreiben, tatsächlich deskriptiven Gehalt besitzen, und das ist nur dann der Fall, wenn sie sich auf „Perzeptionen, die in der Sphäre des eigenen Bewußtseins aufgetreten sind“, auf Sein im Geiste (Berkeley), auf Bekanntes beziehen. So sagt bereits Locke: „Zeichen für etwas Unbekanntes, das heißt tatsächlich Zeichen für nichts.“²⁹ Gemeint ist hier selbstverständlich essentiell, nicht zufälligerweise Unbekanntes. Der Unterschied ist dieser: Sagt jemand „X ist mir unbekannt“, so meint er normalerweise „ich habe mit X noch nicht in direktem Wahrnehmungskontakt gestanden“. Um dies aber mit Sinn behaupten zu können, muß der Sprecher wissen, wer oder was X ist, muß er die Bedeutung von „X“ kennen. Ist „X“ beispielsweise ein Gattungsname, so wird man von dem, der behauptet, keine X-Dinge zu kennen, fordern, daß er in der Lage ist zu entscheiden, ob ein gegebenes Objekt ein X-Ding ist oder nicht. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, läßt sich mithin der Wahrheitswert von Sätzen wie „X's existieren“, „das da ist ein X“ nicht bestimmen, so ist X essentiell unbekannt oder „X“ – im Idiolekt eines einzelnen Sprechers oder generell – bedeutungslos, ein Zeichen für nichts. Es versteht sich, daß die Feststellung Lockes nicht für Prädikate gilt, die möglicherweise auf kein Ding in der Welt zutreffen. „Seeschlange“ ist keineswegs ein Zeichen für Unbekanntes und also für nichts. Denn was eine Seeschlange ist, kann mit Hilfe von Zeichen, die für Bekanntes stehen, erklärt werden, und es kann nur so erklärt werden. Ohne eine Idee oder Sachvorstellung „Seeschlange“ hat der Satz „es gibt Seeschlangen“ keinen Sinn. Sich eine Seeschlange vorstellen, kann aber schwerlich etwas anderes bedeuten als: sich vorstellen, was man unter bestimmten Bedingungen sehen, hören, tasten etc. würde, welche Perzeptionen einen veranlassen würden, an die Existenz im starken Sinne von Seeschlangen zu glauben oder der Aussage „das da ist eine Seeschlange“ den Wahrheitswert „wahr“ zuzuordnen. Unser Nichtwissen, was Seeschlangen angeht (ich meine die im Loch Ness), betrifft nicht die Sachvorstellung, die Idee oder den Begriff, sondern die Frage, ob etwas unter den Begriff fällt, d. h. die Frage der empirischen Evidenz für die Existenz (stark) von Seeschlangen. Wenn Berkeley im

²⁸ Ebd. 92.

²⁹ J. Locke, a. a. O. II. Bd., 6.

„Philosophischen Tagebuch“ bemerkt, man könne im Ernst überhaupt nicht fragen, ob X-Dinge existieren oder nicht, weil sie „gerade aufgrund dieser Frage notwendig existieren (müssen)“ (PhT Nr. 472), so kann er – selbstverständlich (da er nicht der Philosoph wahnhafter Allmacht des Gedankens ist) – nur die Sachvorstellung meinen, ohne die die Frage keinen Sinn hätte, wir nicht wüßten, wovon wir reden. „Jedes Wort, das wir im Bereich der reinen Vernunft verwenden“, ist mit einer „vollständigen Vorstellung“ verknüpft oder sollte es sein, „d. h. seine Bedeutung oder der Sinn, in dem wir es nehmen, muß vollständig bekannt sein“ (PhT Nr. 638).³⁰ „Axiom: Kein Wort werde ohne eine Vorstellung verwendet.“ (PhT Nr. 356) Einem Zeichen Sinn geben, heißt: es auf Perzipiertes oder auf Perzipierbares beziehen – auf Perzipiertes, wenn beispielsweise die Bedeutung von „violett“ durch Hinweis erklärt wird, auf Perzipierbares, wenn wir erklären, was Seeschlangen sind. Das Prinzip der Bekanntheit lautet in Russells Formulierung so: „Alle uns verständlichen Aussagen sind... ganz aus Bestandteilen zusammengesetzt, mit denen wir bekannt sind. Denn ein Bestandteil, mit dem wir nicht bekannt sind, ist uns unverständlich.“³¹

Das Prinzip der Bekanntheit ist Berkeleys sinnkritische Hauptwaffe im Kampf gegen den philosophischen Materialismus. Wird die Existenz irgendwelcher esoterischer Entitäten, z. B. von Dingen an sich, behauptet, so ist lediglich zu fordern, der Proponent möge spezifizieren, unter welchen Bedingungen wir zur Kenntnis der fraglichen Entitäten gelangen können, wonach wir zu suchen haben, wenn wir danach suchen wollten, wie über Wahrheit oder Falschheit des Satzes „es gibt Dinge an sich“ entschieden werden kann. Ist diese Forderung erfüllbar, so handelt es sich – im Widerspruch zur Voraussetzung – nicht um etwas schlechthin Perzeptionsunabhängiges, um „absolut existierende“ Dinge „außerhalb des Geistes“, sondern allenfalls um fiktive, aber potentiell sinnenfällige Objekte vom Schlage der Seeschlangen. Kann die Forderung nicht erfüllt werden, so handelt es sich um essentiell Unbekanntes, und die Wörter „Dinge an sich“ sind Zeichen für nichts.

³⁰ Diese Forderung ist möglicherweise zu restriktiv, weil vage Begriffe – und die meisten empirischen Begriffe sind vage – als unvollständige Vorstellungen angesehen werden müßten. Vagheit liegt vor, wenn zum Objektbereich, über dem ein Begriff definiert ist, Entitäten gehören, für die durch die Intension des Begriffs nicht bestimmt ist, ob sie unter den Begriff fallen oder nicht. Ein Begriff B ist vage genau dann, wenn es 1) eine Merkmalsmenge M gibt, die hinreichend dafür ist, daß ein Objekt zur Extension von B gehört, und wenn es 2) eine Merkmalsmenge N gibt, die hinreichend dafür ist, daß ein Objekt zur Extension von Non-B gehört. Beide Bedingungen stecken einen Bereich neutraler Kandidaten ab: Non-M oder Non-N. Ein Beispiel bietet das Prädikat „Wald“: es gibt positive Kandidaten (500 dicht beieinanderstehende Bäume sind ein Wald), negative Kandidaten (3 Bäume sind kein Wald) und einen Zwischenbereich, in dem wir nicht wissen, ob wir „Ja“ oder „Nein“ sagen, das Prädikat zu- oder absprechen sollen. Vagheit läßt sich definitiv, durch zusätzliche Begriffsfestlegungen reduzieren bzw. eliminieren. Wenn beispielsweise eine Gruppe von 49 Bäumen im Idiolekt eines Sprechers ein neutraler Kandidat bezüglich des Prädikats „Wald“ ist, so hat der Sprecher es in der Hand, sich so oder so – Wald oder Nicht-Wald – zu entscheiden und damit die Bedeutung des Ausdrucks ad hoc festzulegen. Mit der schwächeren Forderung Berkeleys „kein Wort werde ohne eine Vorstellung gebraucht!“ stehen vage Begriffe jedenfalls im Einklang.

³¹ B. Russell, a. a. O. 81. In „De motu“, wo Berkley den „absoluten Raum, der auch nach der

Sinnlose Worte könne man nach Belieben zusammenstellen, „ohne Gefahr, in einen Widerspruch zu verfallen. Ihr dürft z. B. sagen, daß zweimal zwei gleich sieben ist, solange ihr erklärt, daß ihr nicht die Worte dieses Satzes in ihrem üblichen Sinne nehmt, sondern als Zeichen für etwas, wovon ihr nicht wißt, was es ist. In derselben Art dürft ihr sagen, es gibt eine träge gedankenlose Substanz ohne Akzidentien, welche die Veranlassung zu unseren Ideen ist. Wir werden durch den einen Satz gerade ebensosehr belehrt werden wie durch den anderen.“ (P 69)

Berkeleys Kritik am philosophischen Materialismus jedweder Spielart kann folgendermaßen zusammengefaßt werden. Die These sei: „es gibt Ansichseiendes, i. e. Dinge, die anders sind als die sinnlich perzipierbaren Realgegenstände“. Nach Berkeley läßt die These zwei resp. drei Deutungen zu. „Es gibt etwas, das sich von den Realgegenständen dadurch unterscheidet, daß es qualitativ unbestimmt ist, keine Eigenschaften hat.“ (1) „Es gibt etwas, das sich von den Realgegenständen dadurch unterscheidet, daß es nicht deren sinnlich perzipierbare, sondern unbekannte Eigenschaften hat.“ (2) Und schließlich, als Sonderfall von (2): „Es gibt etwas, das sich von den Realgegenständen dadurch unterscheidet, daß seine Eigenschaften (Größe, Ausdehnung, Gestalt etc.) nicht identisch sind mit den sinnlich perzipierbaren Eigenschaften (Größe, Ausdehnung, Gestalt etc.) der Realgegenstände.“ (3) Statt „nicht identisch mit“ heißt es in den philosophischen Doktrinen „absolut sein“, „außerhalb des Geistes sein“ etc. Unter (1) fällt die ausschließlich negativ definierte Materie, die Berkeley für ein Unding erklärt (vgl. P 63, 70).

„Philonous: Es scheint demnach, du verstehst unter diesem gegenwärtigen Begriff von Materie nur die allgemeine abstrakte Vorstellung des Wesens (entity). Hylas: Nichts anderes, außer daß ich noch zu dieser allgemeinen Vorstellung die Verneinung all jener besonderen Dinge, Qualitäten oder Vorstellungen hinzufüge, die ich wahrnehme, mir einbilde oder in irgendeiner Art auffasse.“ (DD 85f.)

Der Vertreter des Materiestandpunkts behauptet somit „es gibt etwas, das keine Eigenschaften hat“. Den Satz „das Sein ist das unbestimmte Unmittelbare“, der dasselbe zu besagen scheint wie „es gibt etwas, das keine Eigenschaften hat“, konnte Berkeley nicht kennen, da er von Hegel stammt. Aber wenn er ihn gekannt hätte, hätte er sicherlich nicht versäumt, ihn an passender Dialogstelle seinem Hylas in den Mund zu legen. Daß es nichts gibt, das jede Eigenschaft nicht hat (keine Eigenschaften hat), ist ein in der erweiterten Prädikatenlogik beweisbarer Satz. Folglich ist „es gibt etwas, das keine Eigenschaften hat“ logisch falsch, eine Kontradiktion. Unter (2) fällt „Materie als unbekanntes Etwas“ (P 69), „Materie als unbekannter Träger unbekannter Qualitäten“ (P 68) (vgl. DD 143). Wendungen wie „es gibt essentiell Unbekanntes“ oder „es gibt ein x derart, daß man nicht sagen kann, was es ist“ sind offenkundig sinnleere Scheinaussagen.³² Unter die Deu-

Vernichtung aller Körper weiterhin existiert“, „die reinste Idee von nichts“ nennt, bemerkt er: „es wäre dumm, Wörter zu gebrauchen, denen man nichts Bekanntes – nichts von einer Vorstellung, einer Idee oder einem Begriff – zugrundelegte.“ (G. Berkeley, Schriften über die Grundlagen der Mathematik und Physik [1969] 234)

³² Wie Variationen über das von Locke intonierte Thema „Zeichen für etwas Unbekanntes, das heißt tatsächlich Zeichen für nichts“ lesen sich die folgenden Sätze Wittgensteins (Schriften, Bd. 2, [1970],

tungsalternative (3) gehört die Beschreibung der Materie als „untätiger, unempfindlicher, ausgedehnter, solider, gestalteter, beweglicher Substanz, die außerhalb des Geistes existiert“ (P 63); aber auch die naiv-realistische Ansicht, daß die Dinge, die wir wahrnehmen, an sich bestehen, daß „ein Ton, eine Figur, eine Bewegung oder eine Farbe außerhalb des Geistes oder unperzipiert existiert“ (P 36); schließlich die Verdopplung der Realität durch die Unterscheidung von Abbildern und Urbildern (P 74), Dingen, die perzipiert werden, und Dingen, die nicht perzipiert werden, wobei erstere letzteren „konform“ sein sollen (P 73). Alle diese Aufstellungen sind von der Form „es gibt ein x derart, daß x F ist und x ist außerhalb des Geistes“, was, wie unschwer ersichtlich, entweder inkonsistent oder unsinnig ist. Steht nämlich „F“ für eine bekannte Eigenschaft, so ergibt sich, daß x bekannt und in nicht näher spezifizierter Weise nicht so ist, wie bekannte Dinge sind (außerhalb des Geistes). Mit vollem Recht erinnert Berkeley in diesem Zusammenhang immer wieder an Lockes Abstraktionslehre. Ein abstrakt-allgemeines F ist ja, nimmt man Locke wörtlich, ein F, das nicht so ist, wie F-Dinge sind – z. B. ein Kreis ohne bestimmten Radius. Steht „F“ hingegen für eine unbekannte Eigenschaft, so erhält man einmal mehr die Formel „es gibt etwas, von dem man nicht sagen kann, was es ist“. Damit ist Berkeleys These bestätigt, daß die philosophischen Wörter „entweder einen direkten Widerspruch oder anderenfalls überhaupt nichts bedeuten“ (P 38). Außerhalb des Geistes oder an sich sein, heißt: beschreibungstranszendent sein. Aber das Netz des Beschreibbaren ist allumfassend, weil unser Denken sich auf keinen Ort außerhalb dieses Netzes beziehen kann. Das ist der Sinn des ep-Prinzips in sinnkritischer Funktion.

172): „Ich sagte: Wo man nicht suchen kann, da kann man auch nicht fragen, und das heißt: Wo es keine logische Methode des Findens gibt, da kann auch die Frage keinen Sinn haben. Nur wo eine Methode der Lösung ist, ist ein Problem (d. h. natürlich nicht, nur wo die Lösung gefunden ist, ist ein Problem). D. h. dort, wo die Lösung nur von einer Art Offenbarung erwartet werden kann, ist auch kein Problem. Einer Offenbarung entspricht keine Frage. Das wäre so, wie wenn man nach den Erfahrungen eines Sinnes fragen wollte, den man noch nicht hat. Uns einen neuen Sinn geben, das würde ich Offenbarung nennen. Man kann auch nicht nach einem neuen Sinn (Sinneswahrnehmung) *suchen*.“